

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Sonnenscheinchen
Autor: Baumann, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574286>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Sonnenscheinchen.

Ein Reiseroman in Bildern von Rudolf Baumann, Zürich.

Erstes Kapitel.

Am Lloyd-Dampfer König Albert rasselten die Ankerketten.

Auf dem Promenadendeck der Backbordseite sammelten sich die Musikstewards in ihrer besten Uniform.

Ein Teil der Reisenden war erst vor Minuten aus Neapel zurückgekommen und stand plaudernd am Geländer.

Ich war auch dabei.

Tief unten, wie vom Dache eines Hauses aus gesehen, schaukelten ein paar schmutzige Ruderboote voll Orangen, trockener Feigen und anderer Bekehrten. Ihre Lenker und Besitzer suchten mit fabelhafter Redegewandtheit noch schnell vor Abgang ein Geschäft zu machen. An der Treppe speidierten handfeste Matrosen den letzten obstinaten Lavaverkäufer. Von drei verschiedenen Singbooten tönten drei verschiedene Liebeslieder aus blechernen Frauenkehlen in Begleitung von tremulierendem Tenor und Mandolinengeläusche. Drei umgekehrte Regenschirme spannten ihre Mäuler hungrig nach Sold bis auf.

Rechts vorn die Kleine mit dem verdorbenen Madonnengesichtchen und den unkeuschen Augen machte die besten Geschäfte. Ihre Kuffhändchen waren die wärmsten und ihr Lächeln voll Schelmerei. Der alte Oberst von der indischen Reiterei warf ihr voll Entzücken Schillingstücke zu, weil ihm das Kleingeld ausgegangen war. Er tat ganz verliebt. Viele Jahre lang hatte er seine Augen nur auf braunen und gelben Schönen weiden lassen, und nun bereitete ihm das blanke Fräzchen eine helle Freude.

Jetzt war der Anker beinahe oben. Der Koloss zitterte bis in seine eisernen Knochen und bewegte sich.

Pang! Pang! Pang! setzte die Blechmusik ein.

Die Schraube schlug dazu den Takt ins Wasser. Die Singweiber holten ihre höchsten Töne hervor und schwenkten ihre Schirme mit Macht. Die Orangenhändler sanken mit dem Preis um fünfzig Prozent.

Auf dem nahen andern Bloyddampfer spielte ebenfalls die Musik. Es klang ganz wehmütig. In fünf Minuten sollte auch er die Anker lichten, aber nicht mit Bestimmung nach Genua und der Heimat, sondern nach Osten, nach Japan. In fünf Minuten entwand der europäische Boden aus brauchbarer Nähe, und erst in Hongkong bekam die Bemannung wieder Erde unter die Füße.

Im letzten Moment sprang noch ein Fremder aus einem Boot auf die Treppe; dann ging die Schraube immer schneller. Die Musik kam nicht mehr mit. Der Besatz dampfte etwas zum Abschied. Capri wurde blau und bläuer und sank bald am welligen Horizont unter. . .

„Morgen in Genua!“ sagte jemand. Es klang, als wolle er sagen: „Morgen ist Hochzeit!“ oder „Morgen fangen die Ferien an!“ so recht aus dem Herzen und voll Freude.

Wichtig, ich kannte den Sprecher, ihn, der eben noch im letzten Augenblick an Bord gekommen war. Die Figur hatte mich gleich an jemanden erinnert, und jetzt beim Anhören der Stimme wußte ich, daß es mein Freund war, mit dem ich vor drei Jahren die lange Reise gemacht. Er freute sich um so mehr, mich wiederzusehen, als er sonst keine Bekannten hier hatte.

Es war gerade kurz nach Weihnachten, also stille Zeit für Wasserhotels, Ruhezeit für Stewards. Die paar Passagiere nahmen sich aus wie Mücken auf einem Elefanten. In gährender Debe dehnte sich das Promenadendeck; aber dafür barg das Ungetüm unten in seinem Bauch unsummehr Ballen, Kisten und Fässer voll indischer Schätze.

Wenn sich zwei Freunde ein paar Jahre nicht gesehen haben, so ist kein Mangel an Gesprächsstoff. Auch bei uns war es so. Erst wurden schnell die letzten Jahre und der Gesundheitszustand behandelt und konstatiert, daß keiner jünger geworden; dann stürzten wir uns mit Macht auf die Bilder der Erinnerung. Sie wurden wieder neu und frisch, während wir auf dem langen Deck auf- und abwandelten. Wo der eine versagte, malte der andere ein vergilbtes oder verschwundenes Fleckchen mit frischer Farbe nach, und in kurzem stund farbenprächtig das Alte, fast Vergessene wieder da, dauerhaft auf Jahre hinaus, nacherlebt und gefestigt.

Auf die letzte Reise, die wir gemeinsam machten, kam das Gespräch immer wieder zurück. Schon drei Jahre waren seither verfloßen; aber eifrig wurde aus dem unergründlichen Gefäß der Erinnerung zusammengefißt und herausgesucht und ein Steinchen zum andern getragen, daß langsam ein festes Gebäude daraus entstand. Waren auch die Namen meist vergessen, so tauchten doch die Gestalten auf, und jeder zimmerte aus seinem Kasten die Figuren zurecht, klebte und kittete, bis sie wieder wie neu vor uns standen.

Da war der kleine Lieutenant v. Spitz, der immer nervöse, der gewandte v. Dünn, Sarre der dicke Amerikaner, die festsche Strohwitwe, Bruno der Dumme, der häßliche Doktor, vor allem Sonnenscheinchen und viele andere.

„Schade,“ meinte mein Freund, „daß niemand weiß, was aus ihnen geworden ist, außer von dem einen, von dem man es eigentlich erst recht nicht sagen kann! Wie wohl alles zusammenhing? Das Spiel hat keinen Schluß; sonst könnten wir sie tanzen lassen. Es sind alle da und haben Leben und Farbe. Zu einem kleinen Roman oder Drama würde es langen. Zeit in Ueberfluß bis morgen abend in Genua!“

Ich wußte Rat. Ich nahm meinen Freund am Arm, führte ihn sachte ans Fenster des Rauchzimmers und ließ ihn hineinsehen.

In blauen Dunst gefüllt saß da und wankte nicht der freundliche Korvettenkapitän Herrn und machte seinen Morgenkat mit zwei andern Herren von der Marine. Die Zigarrendämpfe spielten um die feuchtsfröhlichen Bilder an den Wänden, aus schlanken Gläsern leuchtete ein südlicher Wein, man hörte ein leises Klopfen und Rascheln der Karten. Der Steward lehnte verschlafen am Schenktisch und blinzelte in helle Kringle, die das flimmernde Meer an der Decke tanzen ließ. Es war ein Bild wohlverdienter Ruhe und Behaglichkeit nach jahrelangem Dienstklopfen, Kreuzen auf sonnenheißen Wässern und sturmtobenden Wellen.

„Er war auch dabei damals und blieb auf dem Schiff bis Yokohama. Er weiß von vielen, wie es zusammenhängt. Früher durfte er nichts sagen; aber jetzt sind schon drei Jahre darüber verfloßen, und er kann langsam anfangen darüber zu reden.“

„Wir können unsere Geschichte beginnen.“

Man muß wissen, daß wir früher oft unsere Lektüre selber machten. Die Naturstudien lagen überall herum, man brauchte sie nur aufzulesen. Im Poetischen und Humoristischen wechselten wir jeweilen nach Laune ab. „Man braucht die bazillenfrohen Schiffschmöker nicht in die Hand zu nehmen,“ meinte immer mein Freund, „und hat den schlechten Druck nicht zu lesen!“

Freilich wurden diese Geschichten auch nie geschrieben und gedruckt. Dafür mußte man aber nicht korrigieren, feilen, revidieren und kontrollieren, bis sie einem wie Schuhleder vorkamen, das nur durch ein langweiliges Verfahren schön haltbar wird.

Und man hat immer die neueste Lektüre. Also, lassen wir unsere Figuren wieder einmal tanzen! Wie heißt der Titel? Sonnenscheinchen?

Zweites Kapitel. Die Einführung.

Weißt du noch damals, als wir beide abends in Genua an Bord kamen? Das große Schiff war bis zum letzten Plätzchen gefüllt. Im Zwischendeck hatte man sogar einen Laderaum freigelassen, um eine Anzahl deutscher Soldaten und Reiter zu beherbergen.

Eben sollte das Diner anfangen. Das ganze Schiff strahlte in elektrischem Licht. Da passierte uns gleich im Anfang die komische Geschichte mit den Blumen.

Wie ein Herrscher spreizte sich der dicke Obersteward vor seinem Reiche, dem Eßsalon. Heute konnte seine Hoheit nicht mehr für jeden Neuling Plätze aussuchen. Das Volk mußte sich setzen, wo eben noch ein Sitz frei stand.

Wir waren die letzten. Dicht bei der Türe schienen am Ende eines kleinen Tisches noch zwei leere Stühle zu sein. Die andern waren durch fünf junge Damen eingenommen. Also dorthin!

Zwischen uns beiden stand ein Niesenbouquet aus allerhand Blumen, mehr gewaltig als schön. Wir glaubten, es sei eine Aufmerksamkeit der Dampfergesellschaft gegenüber ihren neuen Passagieren.

Diese Schiffe nach dem fernen Osten füllen sich erst in Genua, weil die meisten Reisenden die Eisenbahn der Fahrt durch den bistaischen Golf vorziehen. An Hafensplätzen, wo viele Leute endgültig das schwimmende Hotel verlassen, werden oft kleine Feste veranstaltet. Die Tafel ist noch reichlicher als gewöhnlich gedeckt, Blumen prangen darauf, und irgend ein gebackenes Prunkstück ist mit den Flaggen aller Nationen verziert. Also warum soll die Gesellschaft beim Antrittessen nicht auch ein übriges tun und für Tafelschmuck sorgen, vor allem in Italien, dem Lande der Blumen? Item, in unsern Augen gehörte die bunte Pracht zum Schiff.

Links von mir saß eine blonde Dame Ende der Zwanziger, gegenüber ein paar gelbliche Schönen, die das malayische Mischblut in ihren Adern mit dem besten Willen nicht verleugnen konnten. Wir kannten das von Java her. Weiter hinten saß noch etwas Blondes und dann noch etwas Dunkles, so Gesicht ohne Interesse. Die Helle neben mir führte das große Wort. Ihr arrogantes Näschen wippte beim Sprechen etwas auf und ab. Hin und her babelte es in der Sprache der Niederlande. Was braun war, legte besondern Nachdruck auf die Aussprache des r, und all die Köpfe zeigten Spuren des in Java so beliebten Reispuders.

Kingsum tönten aller Völler Zungen. Aus dem Hintergrund schnarrten deutlich unverfälschte Leutnant-Nehs herüber.

Wir zwei unterhielten uns in der schönen Sprache der Schweiz, ziemlich sicher, von niemandem verstanden zu werden.

Du schnupperst in der Luft herum und behauptetest, ganz deutlich zwischen Bratendüften den Geruch einer Nelke entdeckt zu haben, während doch der Blumenklatsch vor uns nichts dergleichen aufzuweisen schien. Ich, hilfsbereit wie immer, wühlte mit meiner Rechten in dem Schiffsstrauß herum und förderte eine schöne Nelke zutage. Schwups! warf ich sie auf deinen Teller.

Da ging's aber links los. Ein Entrüstungsturm! Unserer Sprache nach mußten wir ganz Fremde sein, Polen oder so etwas, jedenfalls unbekannt mit Hollands Niederdeutsch.

„Welche Unverschämtheit!“ sagte die Blonde. „Wie frech und roh!“ meinte die Schwarze, und dabei klang das „frech und roh“ durch die doppelten r's noch viel frecher und roher. „Unter diesen Fremden begegnet man doch ungebildeten Kerlen!“ meinte eine andere. „Nur auf Reisen kann man solch ekelhafte Sachen erleben! Welche Brutalität, in unsern Blumen zu wühlen! Un-erhört!“ u. s. w.

Nach wenigen Minuten war kein gutes Haar mehr an uns. Es wurde sonnenklar, daß die Blumen nicht zum Schiff gehörten. Warum sie aber zwischen unsern Plätzen stunden und uns beinahe in die Teller hingen und warum sie bei unserm Eintritt nicht weggenommen worden und ihren niedlichen Besitzerinnen die Aussicht versperrten, ward uns weniger klar.

Wir besprachen den Fall in Helvetiens wohlklingenden Kehllauten, ohne dergleichen zu tun, einen Ton

von dem Wortschwall der Schönen zu verstehen. Der schärfste Beobachter hätte uns nichts anmerken können. Du machtest den Nacheplan, ich übte in Gedanken die Poje und bildete lautlos eine schöne holländische Rede. Es dauerte etwa eine halbe Stunde, bis ich mit den paar Sätzen fertig war. Jedes Wort wurde im stillen repetiert und im schönsten Tonfall geübt.

Dann, wie das Konfekt auf den Tisch kam und die Rußnacker arbeiteten, erhoben wir uns mit höchster Eleganz, grüßten reserviert, fein und weltmännisch. Du verschwandest in ferzengrader Noblesse, ich machte eine tadellose Verbeugung vor der Dame mit dem arroganten Näschen und ließ im fließendsten Holländisch eine feine Entschuldigungsrede vom Stapel. Zweite Verbeugung noch vornehmer, glänzender Abgang!

Und dann hinter der Tür waren wir in ein paar Sägen die Treppe hinan und auf der Gallerie, die den Eßsaal oben umgab. Wir mußten uns vor stummem Lachen an dem geschnitzten durchlöcherten Gitter festhalten, als wir sahen, was die Dämchen unten für dumme Gesichter machten. Drei waren noch ganz rot vor Erstaunen und Aufregung und die zwei andern beträchtlich nachgedunkelt.

Die vermeintlichen Schiffsblumen waren am nächsten Tage verschwunden.

Drittes Kapitel. Die Vorstellung.

Es war Morgen.

An Deck promenierte eine lange Gestalt in Uniform. Kenner bestimmten sie nach den Farben und Falten als Stabsarzt. Auf dem dünnen Körper saß ein kleiner Kopf mit rotblondem Haar. Scharfbewaffnete rotumrandete Augen schauten ins Weite. Das struppige blonde Schnauzbärtchen konnte den unschönen Mund nicht verdecken. Die Gesichtsfarbe schlecht. Die Uniform schlecht. An den schlechtgemachten Schuhen klirrten Sporen. Was hatte der Mensch ins Himmels Namen mit Sporen zu tun auf einem Ostasiendampfer ohne Pferd zwischen Genua und Japan. Der Mann wirkte einfach lächerlich und doch wieder mitleiderregend. Man sah, er hatte das Gefühl seiner körperlichen Unvollkommenheit. Man sah, ihm fehlte das Geld, sich elegant zu kleiden. Er tat sein Bestes, um möglichst vorteilhaft zu erscheinen, und griff dabei zu den verfehltesten Mitteln. Die Sporen waren solch ein Mittel und auch das Bärtchen, das schneidig in die Höhe strebte, anstatt die unschönen Lippen zu verdecken. Der Zwickel saß nicht fest auf der sonderbaren Nase.

Das war der lange häßliche Doktor.

Nach und nach wurde es lebendiger an Deck. Gynige leichtbekleidete Männer, die in indischen Schlafhosen und dito Jacken schon bei Morgengrauen die Stewards mit Kaffeewünschen kränkten und mit bloßen Füßen Dauerläufe veranstaltet hatten, drückten sich beim Erscheinen der ersten Damen, um bald darauf als vollendete Gentlemen wieder zu erscheinen. Der dicke Sarrelatschte mit seinen Plattschuhen die Treppe herauf und schwirkte unheimlich.

Die holländische Dame mit dem arroganten Näschen trug ein noch arroganteres Hündchen an die Luft. Lieutenant v. Spitz hüpfte nervös heran und grüßte jedenmann mit Jubrunst. Ein paar Pflanzler aus Java

rauchten schon beim Aufstieg dicke holländische Zigarren, und der Herr vom Ganzen, der Kapitän des Schiffes, zeigte sich einen Augenblick, von der Wache kommend auf dem Weg zum Vormittagschlaf, seinem Volke.

Dann ging ein heller Schein über aller Gesicht. Aus dem Damensalon schwebte Miß Sonnenscheinchen. Schlank, jung, nett, das liebe Gesichtchen vom Morgenwind mit zartem Rot überhaucht, von zitternden blonden Lockchen umgeben, ein Bild der Zartheit und Jugend, bescheiden, einfach lieblich!

Miß Sonnenscheinchen hieß anders. Sie hatte irgendeinen gewöhnlichen englischen Namen und war die älteste Tochter eines schottischen Kaufmanns in Singapore. Eben war sie aus dem Institut entlassen. Vater und Mutter, die mit zwei jüngern Kindern eine Ferienreise ins Vaterland gemacht hatten, nahmen sie nun nach der heissen zweiten Heimat mit zurück.

Der lange Stabsarzt kam sporenkürend herzu und sagte mit freundlichem Gesicht ein paar gewählte Worte in schauerhaftem Englisch. v. Spitz wußte allerhand Passendes zu bemerken, der fette Sarre stieß etwas durch die Nase, und selbst die Dame mit dem Mündchen, die sonst aussah, als wäre sie allen hübschen Schwestern spinnefeind, grüßte freundlich.

Sie sah wirklich zu nett aus. Ich fragte mich oft, ob sie in Wahrheit so lieblich sei oder ob sie nur in

der Umgebung so wirke, bei dem klaren Hochseewetter, in den leichten frischen Fähnchen, zwischen all den rauhen Männern und nichtsagenden Damen. Aber das war es nicht. Wir hatten doch noch mehr hübsche Mädchen an Bord, selbst hübschere, die Braut des nordischen Gesandten zum Beispiel und andere. Was ihr den Zauber gab, war das kindlich Einfache, Unschuldige, das freundliche Lächeln und ewig stille Heitere. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß sie je heiratete, daß sie Kinder bekommen sollte, daß der Ernst des Lebens sie je anfaßte.

Wie sich der häßliche Stabsarzt in ihrer Nähe verschönte, wie seine blöden Augen leuchteten, wie er seine linkischen Bewegungen bezähmte! Er sah immer noch kraß genug aus. Noch saßen seine Kleider nicht, und die Nase war nicht schöner geworden; aber es lag etwas wie Andacht in seinen Zügen, wenn er mit unbeholpener Zunge zu ihr sprach, ihr von seinem Dienst erzählte und von der Zukunft träumte.

Als dann andere kamen, als die schneidigen Lieutenants im Salontone Fadhheiten zum besten gaben und die jungen Marineoffiziere in fließendem Englisch muntere Scherze erzählten, da verschwand der Lange wieder, um seinen Dauerlauf fortzusetzen oder über ein medizinisches Buch ins Blaue zu starren.

(Fortsetzung folgt).

China in der Schweiz.

Mit zwei Abbildungen.

Der Besuch der chinesischen Gesandten in der Bundesstadt ist wohl wert, in untern Annalen verzeichnet zu werden, da er die erste offizielle Mission des Reiches der Mitte an unser Land bedeutet; ein Mißtum ist deshalb auch unser Bild, das die Bundesräte in freundlicher Gemeinschaft mit den hohen bezopften Gästen zeigt, mit Tai Hung-Chi, dem Kultusminister von China, und Tuan Tsang, einem der neunzehn chinesischen Viz-könige, begleitet von Kontseng-Tsang, dem Gesandten Chinas im Haag. Der kurze Besuch — die seltenen Gäste weilten vom 8. bis 11. Juni in unserm Lande — verlief übrigens zur Befriedigung aller. Der Verkehr zwischen den chinesischen Würdenträgern und unserm Bundespräsidenten machte sich leicht und ungezwungen durch die Vermittlung des Haager Gesandten der als seiner Weltmann und „grundgedeilter Kopf“ imponierte, und die chinesischen Delegierten scheinen die allergünstigsten Eindrücke aus unserm Lande mitgenommen zu haben. Ganz besonders freuten sie sich über den herzlichen Empfang von seiten des Bundesrates und der Bevölkerung und über die Schönheit unserer Alpen, die sie auf einem Ausflug auf die schneeige Platte kennen lernten. Als Begleiter für die kleine Bergreise hatten sich den Delegierten zwei weitgereiste Schweizer Kaufleute, die Herren Emil Leppli von Napperswil und W. Dachsenbein in Bern, zur Verfügung gestellt, und sie wußten manches zu erzählen von der begeistertsten Bewunderung der Chinesen für die Schönheit unserer Bergwelt. So hat vor Jahren ja auch der König von Siam auf der Wengernalp seinem höchsten Entzücken Ausdruck gegeben.

Gleichzeitig mit den beiden offiziellen Delegierten waren etwa zwanzig chinesische Beamte eingetroffen, von denen einige sich auf einer

kurzen Orientierungsreise durch die Schweiz über die Einrichtungen und Verhältnisse in unserm Lande zu unterrichten suchten. Ihnen sollen später zu eingehenden Studien junge Chinesen folgen, welche die europäischen Universitäten besuchen werden.

„Wir sind gekommen, um zu sehen, zu lernen und zu bewundern!“ In diese Worte fasste der Vizekönig beim Banquet im Hotel Bellevue zu Bern die Aufgabe seiner Mission zusammen. In der Tat, diese Gesandtschaft des Kaisers von China nach Europa ist ein neuer Beweis für die fortschrittlichen Tendenzen des Reiches der Mitte, das endlich seine chinesische Mauer gründlich durchbrochen hat, und wenn auch im Kampfe gegen den übermächtigen Konservatismus die reformatorische Partei nur langsam Boden gewinnt, der Fortschritt macht sich doch mehr und mehr fühlbar. Es ist charakteristisch genug, daß der Populismus in China heute nicht mehr die obligatorische Haartracht ist.

Diese fortschrittlichen Tendenzen erinnern uns in erster Linie an den bedeutendsten Namen Chinas, an Li Hung Tschang. Er, der gewaltige Staatsmann und Feldherr, der größte Kanzler Chinas — man hat Li Hung Tschang nicht umsonst den chinesischen Bismarck genannt — war in so hervorragender Weise für den Fortschritt seines Landes tätig, daß man mit Recht das moderne China als sein Werk bezeichnen kann. An der Eröffnung Koreas, dessen Verkehr mit China unter seiner Aufsicht stand, war Li Hung Tschang in erster Linie beteiligt. In den zahllosen Verwicklungen mit den Westmächten hat sein außerordentliches diplomatisches Geschick sich bewährt, und Li Hung Tschang war es, der fort und fort für die



Li Hung Tschang-Denkmal in Shanghai (Phot. G. Müller, Zürich-Shanghai).